

Vom Getrenntsein und der Hoffnung – Gedanken eines Filmemachers in Corona-Zeiten

Ich bin leidenschaftlich gerne in Lebensmittelgeschäfte und auf Märkte gegangen. Sie waren mir Inspirationsquelle für Essen, die ich meiner Freundin und Freunden zubereitet habe. Die Essen waren Sinnesfreuden, die mich mit den Freunden verbunden haben. Gastgeber zu sein, Essen zu teilen, sich gemeinsam an seinem Aroma zu erfreuen, die Geschmacksknospen zum Tanzen zu bringen und dafür Anerkennung zu ernten, waren wichtige Glücksmomente in meinem Leben. Ich fühlte mich auch dadurch mit Menschen verbunden. Seit Covid19 sind diese Erfahrungen nur noch Erinnerung und keine gelebte Realität mehr.

Die Gegenwart erzeugt vielfach ein Gefühl von Unverbundenheit in mir. Natürlich gehe ich weiterhin Lebensmittel einkaufen, sogar auf Märkten. Aber meine Körperhaltung hat sich für mich spürbar verändert. Sie ist angespannt. Ich schaue danach, ob mir keine(r) zu nahe kommt. Ich schlendere nicht mehr mit dem Blick des Flaneurs, der während des Schauens seinem Hirn Kompositionsaufträge gibt, welches Gemüse mit welchem Fisch eine überraschende Verbindung eingehen könnte und was die ideale Beilage wäre. Selten bin ich mit einem Einkaufszettel losgezogen, der spontane Moment des Schauens löste den Kaufimpuls aus. Manchmal kam ich mir wie ein Maler vor, der seine Farbpalette bestückt. Es war für mich ein lustvoller Vorgang, der sowohl die Freude auf das Kochen befeuerte wie auf das spätere gemeinsame Verspeisen. Kein genussvolles ‚Jagen‘ nach Essen, keine Abendgesellschaften mehr. Ich lebe in einer Selbstisolation – von gelegentlichen Besuchen meiner Freundin abgesehen, ab und an Spaziergänge mit dem stets kontrollierenden und furchtsamen Blick auf Abstandshaltung.

Nicht nur das. Beruflich bin ich ausgebremst. Als Filmemacher gibt es keine Arbeit für mich, denn abgesehen von fehlenden Aufträgen ist es auch eine Tätigkeit, die in engem Kontakt mit anderen stattfindet. Ich bin kein Tierfilmer, wie z.B. Andreas Kieling, der alleine mit seiner Kamera in irgendeiner Landschaft Tiere aufspürt und filmt. Obwohl, er könnte im Moment auch nicht reisen, und nur Hirschen in der Eifel nachzustellen, wäre wahrscheinlich auch nicht sein liebstes Sujet. Meine Arbeit ist eine mit Menschen. Ausschnitte ihres Lebens möchte ich entdecken und auf Film bannen. Das geht kaum mit Masken und dem verlangten Sicherheitsabstand – gerade auch nicht innerhalb des Teams. Diese Arbeit war mir von Beginn an nicht nur ein Mittel, um Geld zu verdienen, es war mir stets Beruf – im Sinne einer Berufung. Mit Respekt und Liebe zu den Menschen oder dem Sujet wollte ich einem Publikum Einblicke in soziale, politische und

kulturelle Welten geben, die nicht nur aufklären, sondern berühren, überraschen und auch den humanen Kern einer Geschichte offenlegen. Belehrungen waren mir stets fern, eine schonungslose Sicht ebenso, es waren freundlich-verständnisvolle und neugierige Blicke auf Menschen, die ich kulturell oder politisch wichtig oder als faszinierend empfand. Die Arbeit ist mir eine Quelle meines Menscheninteresses. Dem kann ich im Moment, und wer weiß wann, nicht mehr auf die gewohnte Weise nachgehen. Ich leide unter diesem Verlust. Ich kann Bücher lesen, was ich auch liebe. Auf diese Weise lässt es sich auch in fremde Lebenswelten hineinschauen, und ich kann mich an der Kunst der Autoren/innen erfreuen. Aber es ist eine rein rezeptive Tätigkeit, meine eigene Kreativität ist nicht gefragt. Ich sitze Literatur konsumierend in meinem Sessel, und allein schon diese Körperhaltung ist mir in diesen Zeiten Symbol genug für den gesellschaftlichen Umgang mit der Situation: ausharren, abwarten, Hygieneregeln befolgen.

Ich weiß, es geht vielen Millionen Menschen ebenso bzw. sie haben noch viel drastischere Erfahrungen: beengte Wohnungen, kleine Kinder um sich herum und eventuell auch noch finanzielle Sorgen. All das habe ich nicht, trotzdem fühle ich Lähmungen in meinem Geist und Körper, manchmal Lustlosigkeit morgens aufzustehen, einen ausgeprägten Hang zu Schokolade und Kuchen. Kein Wunder, mir fehlt die äußere Struktur, die mich fordert, Selbstdisziplin aufzubringen. Die hatte ich gelernt während meiner langen Freiberuflichkeit. Aber ohne ein Projekt Selbstdisziplin aufzubringen – das gelingt mir nur stockend. Meine Situation ist nur ein winziges Spiegelbild eines massenhaften Phänomens: das der Lähmung und des erzwungenen Stillstandes des gesellschaftlichen Lebens, der Wirtschaft, des Kulturbetriebes.

Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich die Verleihung des Deutschen Filmpreises 2020 nicht als Gala in den Medien erlebt, sondern als reine Fernsehübertragung. Der Schauspieler und Entertainer Edin Hasanovic agierte mit wenigen Gästen in einem riesigen Studio. Fast sämtliche Laudatoren und die Nominierten wurden über das Internet mit teilweise instabilen digitalen Verbindungen dazu geschaltet, Tonaussetzer und Bildstörungen eingeschlossen. Man könnte es als Parodie auf die moderne Filmindustrie sehen, die sonst nach immer perfekteren Bild- und Tonerlebnissen strebt. Aber Corona lässt uns diesen Rückfall ins technische Unperfekte sogar als einen rührenden Versuch werten, den deutschen Film zu feiern, dessen Produktionsfirmen und der Kinobetrieb massiv bedroht sind.

Klar scheint zu sein, dass trotz vieler Appelle und den Beteuerungen der Politik nicht alle wirtschaftlich überleben werden. Was passiert dann mit

der ‚einzigartigen deutschen Kulturlandschaft‘, die von Kennern gar als diversifizierteste der Welt gesehen wird? Mit all den Theatern, Museen, Kunstvereinen, Galerien, Musikclubs, Bands, Verlagen, den vielen selbstständigen Künstlern*innen?

Beschworen wurde vom Präsidenten der deutschen Filmakademie, Ulrich Matthes, das identitätsstiftende Element des Kinos, das große Gemeinschaftserlebnisse beschere kann und Spiegel für unsere Gesellschaft, ihre Geschichte und Traumata ist.

Der Ehrenpreisträger in diesem Jahr war der Regisseur Edgar Reitz, der mit seinem ‚Heimat‘-Epos Filmgeschichte geschrieben hat. Er betonte in einem Interview mit dem NDR anlässlich der Preisverleihung: „...Gleichzeitig wird uns auch bewusst, dass wir in einer wirklich globalen Welt leben. Nie war die Menschheit insgesamt von etwas so betroffen wie von dieser Pandemie. Das erzeugt genau das Gegenteil von einer provinziellen oder regionalen Heimat. Auf einmal wird uns klar, dass der Planet unsere Heimat ist. Die Menschheit ist eine Schicksalsgemeinschaft auf diesem Planeten. Das wird uns bei dieser Gelegenheit sehr deutlich. Wir können uns nicht abgrenzen, weil zum Beispiel solche Infektionswellen auch nicht Halt machen vor irgendwelchen nationalen oder politischen Grenzen.“

Eine Haltung, die aber noch lange nicht in den Poren der offiziellen Politik und in allen Herzen der Menschen angekommen ist. War doch aufgrund von Covid 19 die nationale Abschottung vieler europäischer Staaten ein Schlag ins Gesicht vom stets betonten Wunschziel eines einigen und freizügigen Europas. Italien und Frankreich fühlten sich von Deutschland im Stich gelassen – zu Recht, meine ich.

Mit einer für die Politik in Deutschland bisher ungekannten Geschwindigkeit wurden Hilfsprogramme für das eigene Land aufgelegt, als ob es nie vorher jahrelang das Dogma der ‚schwarzen Null‘ gegeben hätte. Ein mantraähnlicher wiederholter Vorwand, zahlreiche Klima-, Bildungs- und Infrastrukturprojekte nicht anzugehen und zu finanzieren. Aber im europäischen Kontext wurde erst einmal geknausert, und viele Deutsche hamsterten Toilettenpapier getreu dem Motto: ‚Es könne nicht für alle reichen, aber für mich soll es in Mengen verfügbar sein‘. Eine durchaus symbolische Haltung für alltäglichen Egoismus im Kapitalismus.

Für Frankreichs Ministerpräsident Macron bedeutet die Bekämpfung der Corona-Pandemie ‚Krieg‘, für Donald Trump übrigens auch, und bliebe man in diesem Bild, dann sind all die ‚Einschläge‘, die entstanden sind, noch lange nicht gesichtet, geschweige denn begriffen. Welche Konsequenzen haben die jeweiligen nationalen Bewältigungsstrategien auf den mühsamen europäischen Einigungsprozess, der in den letzten Jahren ins Stottern kam?

Welches politische Porzellan ist zerschlagen und lässt sich nicht mehr kitten? Wo liegen jetzt aber neue Chancen für eine politische, wirtschaftliche und ökologische Ordnung? Einzelne Medien schwärmten von dem sauberen Wasser in den venezianischen Lagunen und dem nachlassenden Smog über Mailand und der Lombardei. Können diese partikulären sinnlich wahrnehmbaren Erlebnisse zum Anlass werden, auf internationaler Ebene zu einem neuen ökologischen Denken und Handeln zu kommen?

Wenn jetzt die Rufe lauter werden, dass wir den ‚wirtschaftlichen Motor‘ wieder anwerfen müssten, sollte es nicht ein ‚weiter so‘ wie bisher geben. Liegt nicht auch in dieser wirtschaftlichen Krise, deren Gesicht sich erst ansatzweise zeigt, mit aufkommender Massenarbeitslosigkeit und vielen Firmenpleiten die Möglichkeit einer großen gesellschaftlichen Debatte, wie unsere Gesellschaften in der Zukunft nachhaltig wirtschaften wollen oder müssten?

Wie lässt sich diese Debatte führen, ohne sich nur von der Angst leiten zu lassen, dass die damit verbundenen Einschnitte schmerzhaft sein werden und auch Verzicht auf alte Gewohnheiten mit sich bringen können? Fest steht, dass allein in Deutschland so viel an staatlichen Geldern ‚locker‘ gemacht wurden und werden, dass es die nachfolgenden Generationen tief beeinträchtigen wird und sie es zu bezahlen haben. Dann müssen wir ihnen auch Gehör schenken und die Forderungen der ‚Friday for Future‘-Bewegung so ernst nehmen, dass man ihnen nicht nur eine symbolische Partizipation gestattet, sondern über ihre Forderungen verhandelt und sie ernsthaft und großflächig politisch umsetzt.

Ich denke, eine Krise dieses Ausmaßes braucht eine Vision, die sich mit den Worten ‚New Green Deal‘ umschreiben lässt: wir müssen ökologisch geleitete Infrastrukturprojekte anschieben, unsere Wirtschaft noch mehr auf nachhaltige Produktion ausrichten, erneuerbare Energien weitaus schneller ausbauen und auch regionales Wirtschaften neu denken. Deutschland braucht ein genaues Bild seiner Zukunft im Rahmen eines Europas, das seine demokratischen Traditionen nicht zurückbaut, wie es zur Zeit in Ungarn und Polen zu beobachten ist, sonst wird es keinen erfolgreichen Weg aus der Krise finden.

Ursula von der Leyen, die EU-Kommissionschefin, sieht dies wohl ähnlich. In einem Zeit-Interview vom 8.4.20 formuliert sie: „Der Green Deal ist die neue europäische Wachstumsstrategie. Unser bisheriges Wachstumsmodell beruhte auf Raubbau an der Natur und auf Externalisierung der Kosten bis hin zu globalen Müllhalden. Was uns autarker machen würde, wäre mehr

Kreislaufwirtschaft, bei der zwar der Natur einmalig etwas entnommen wird, das dann aber möglichst recycelt oder repariert werden kann.“ Zu teilen ist bei dieser Aussage bestimmt nicht die Vergangenheitsform in der Beschreibung des Wirtschaftsmodells, denn es ist unverkennbar noch die gegenwärtige Form.

In schrillum Kontrast zu dieser Aussage steht jedoch die Tatsache, dass die Länder, die Herberge für europäische Müllhalden waren oder noch sind, nicht die politische und ökonomische Aufmerksamkeit von europäischen Staaten bekommen, um sich gegen die Auswirkungen des Klimawandels zur Wehr zu setzen, genügend Lebensmittel für ihre Bevölkerung anzubauen, sauberes Trinkwasser zu generieren und ein humanes Leben im eigenen Land zu garantieren. Stattdessen müssen viele Menschen aufgrund der Bedrohung ihrer Lebensgrundlagen flüchten. Europa müsste sich zukünftig verbieten, Waffen in Krisengebiete zu exportieren, die Ausbeutung, Armut und Unrechtssysteme dort stabilisieren und damit Menschen zur Flucht aus ihrer Heimat zwingen.

In diesem Zusammenhang ist es ein beschämendes Armutszeugnis europäischer Politik, wie lange gefeilscht wurde, minderjährige Flüchtlingskinder, die ohne Eltern auf der griechischen Insel Lesbos eingepfercht lebten, in Europa dauerhaft unterzubringen. Gelöst ist die Situation noch lange nicht, denn nur ein Bruchteil von ihnen wurde ausgeflogen, wobei das kleine Land Luxemburg den Anfang machte. So groß scheint die Angst der nationalen Regierungen vor ihren rechten politischen Parteien zu sein, die dies als weitere ‚Flüchtlingsflut‘ propagandistisch hätten ausschlichten können. Besonders grotesk mutet es angesichts der Tatsache an, dass in Deutschland gerade die konservativen Parteien einen enormen Zuspruch erfahren haben. Die Werte für Angela Merkel und Markus Söder sind an der Spitze der Beliebtheitskala. Sah man deren Popularität durch arme, psychisch traumatisierte Kinder gefährdet? Wo bleibt hier die humanitäre Größe unserer Kanzlerin Angela Merkel, die sie schon einmal eindrücklich am Anfang der Flüchtlingskrise bewiesen hatte?

Neue Möglichkeiten der Reflektion, die sich angesichts des Covid-Debakels bieten, wären die bewusste Wahrnehmung von Weggabelungen. Wir und die uns vertretenden politischen Eliten müssen sich entscheiden, welche politischen Wege wir zukünftig einschlagen wollen und welche Strategien dazu notwendig sind. Begleitet werden sollte dieser Prozess auch durch eine Anerkennung von Realitäten.

Der amerikanische Schriftsteller Jonathan Franzen weist in seinem Essay ‚Wann hören wir auf, uns etwas vorzumachen‘ nach, dass es in der Klimakrise schon lange nicht mehr 5 vor 12 ist, sondern viele Jahre nach 12.

Der Klimawandel sei nicht mehr aufzuhalten, die 2 Grad-Grenze der Erderwärmung längstens gerissen.

„So betrachtet, kann heute alles, was zu einer gerechteren und zivileren Gesellschaft beiträgt, als bedeutsame Klimaaktion aufgefasst werden. Faire Wahlen zu gewährleisten ist eine Klimaaktion. Gegen extreme Vermögensungleichheiten vorzugehen ist eine Klimaaktion. Die Hassmaschinen der sozialen Medien abzuschalten ist eine Klimaaktion. Eine humane Einwanderungspolitik, der Kampf für die Gleichberechtigung der Rassen und Geschlechter, der Einsatz für mehr Respekt vor den Gesetzen und ihrer Anwendung, die Stärkung einer freien, unabhängigen Presse, die Verbannung von Waffen aus dem Land, in dem man lebt – all das sind bedeutsame Klimaaktionen. Um mit steigenden Temperaturen zurechtzukommen, wird jedes System, ob in der Welt der Natur oder in der Welt der Menschen, so stark und gesund sein müssen, wie wir es irgend machen können.“

Franzen meint unter Berufung auf Klimaexperten, den Klimawandel aufzuhalten, sei unmöglich, dieser Kampf sei verloren. Jetzt käme es auf politische und ökologische Schritte an, zu versuchen, die Auswirkungen zu dämpfen.

Dieser Tatsache ins Auge zu schauen und sie anzuerkennen, statt den Klimawandel zu leugnen, wie es in den USA durch seinen Präsidenten Trump und viele Republikaner geschieht, wäre schon ein Fortschritt in den Augen von Jonathan Franzen, der nicht nur Schriftsteller, sondern auch ein Warner vor der weltweiten Zerstörung der Biodiversität ist.

Corona ist keine kleine Episode im 21. Jahrhundert. Das Virus hat tiefgreifende Fragen aufgeworfen, die unsere Humanität berühren, unser Verhältnis zum Tod und unsere Wirtschaftsweise. Es werden ökonomische, politische und ökologische Antworten zu geben sein, aber auch welche, die mit der Essenz unseres Menschseins zu tun haben und unsere Spiritualität berühren. Der amerikanische Kulturphilosoph Charles Eisenstein sieht sie folgendermaßen:

„Durch die Erfahrungen des Mitgefühls, das COVID jetzt in uns weckt, stimmen immer mehr von uns in die Erkenntnis ein, dass wir nicht mehr in die alte Normalität, die das Mitgefühl so schmerzlich vermissen ließ, zurück wollen. Jetzt haben wir die Gelegenheit, eine neue, mitgefühlsreichere Normalität zu schmieden.“

Eisenstein spricht einen Wertewandel an, den er für möglich hält, weil die Konfrontation mit den Schrecken der Pandemie und dem Tod verschüttete

menschliche Bedürfnisse an den Tag treten ließe, die auf Verständigung, gegenseitige Rücksichtnahme und Mitgefühl ausgelegt sind.

Es wäre zu einfach, diese Ansicht als idealistisch oder traumtänzerisch zu diskreditieren. Dieser von Eisenstein beschriebene Kanon scheint unvereinbar mit den herrschenden kapitalistischen Werten, die sklavisch auf das Ziel von Geld- und Kapitalvermehrung ausgerichtet sind, aber der Wunsch danach ist berechtigt und dringlich .

„Jede Geste des Mitgefühls, der Güte und Freundlichkeit, des Mutes und der Großherzigkeit heilt uns von der *Geschichte der Getrenntheit*, denn sie versichert beiden, Handelnden und Zeugen der Handlung, dass wir im selben Boot sitzen,“ so Charles Eisenstein.

In der Sphäre der Politik und Ökonomie geht es nicht um die Herausbildung von Mitgefühl. Hier werden sach- und systemrelevante Regeln und Regularien aufgestellt. Sie helfen, Rechtsnormen zu etablieren und Arbeitsplätze zu beschaffen, je nach Gang der Konjunktur werden diese aber wieder zerstört. Der Sozialstaat versucht dann, die Folgewirkungen abzufedern. Jedoch das Ziel in unserem wirtschaftlichen System ist die Profitmaximierung, die Primat des Handelns ist.

In der tiefen – auch humanitären – Krise, ausgelöst durch Covid-19, nur in der politischen und ökonomischen Sphäre die Rettung zu suchen, führt kaum zu befriedigenden Antworten und lässt uns bei der Lebenssinnsuche, die sich angesichts der Existenzbedrohungen stellt, mit leeren Händen zurück. Wir brauchen in einer säkularisierten Welt eine neue und umfassende Kultur des Mitgefühls, der Güte und Freundlichkeit, die auch fern von etablierten Kirchen gedeihen kann und an Bedeutung gewinnt.

Sich über nationale Grenzen hinweg als Gemeinschaft zu begreifen, wird mehr und mehr zu einem wichtigen Element, um Demokratie, Wirtschaft, Ökonomie und Ökologie neu zu denken. Die dazu notwendige Energie und Phantasie braucht auch neue Wertvorstellungen, die sich vorherrschenden ökonomischen Verwertungszusammenhängen entziehen.

Wenn der bekannte Koch René Redzepi vom Restaurant Noma in Dänemark heutzutage sagte: „Wir werden wiedereröffnen. Es wird sich alles verändert haben, und wir werden uns auch verändern müssen“, dann meint er hoffentlich damit auch die Veränderung unseres gesellschaftlichen Wertesystems, das wir auf den Prüfstand stellen und verändern sollten.

Sprach ich am Anfang des Textes über mein Gefühl, dass mich das Virus von lieb gewonnenen sozialen Ritualen und Menschen abtrennt, die Teil meiner Identität geworden sind, sehe ich die Chancen der Rückholung, der Wiederverbindung mit der Gesellschaft, die in vielerlei Hinsicht sinnlich-haptisch wahrnehmbar sein sollte, auch in und durch Kultur.

Der Intendant des Hamburger Thalia-Theaters, Joachim Lux, hat in einem Interview im Hamburger Abendblatt vom 25./26. 4.20 zum Ausdruck gebracht, welchen Beitrag Kunst dabei leisten könne:

„Was wir vor allem brauchen, ist ein Zeichen des Lebens. Das klingt jetzt ganz kitschig, aber es muss hier Luft rein für die Lebenssehnsucht und für die Verzweiflung der Menschen... Dass wir uns zusammenfinden wollen, dass wir nicht allein bleiben wollen, das ist unausrottbar in uns angelegt, davon bin ich zutiefst überzeugt.“

Ja, die Kunst dreht sich um die Lebenssehnsucht und Sinnsuche der Menschen und ihre Verzweiflung. Sie kann trösten, spiegeln, sie hilft zu heilen und sie schafft im gemeinsamen Schauen Verbindungen zu- und untereinander.

Es steht so viel auf dem Spiel.

Mich, wie viele andere, bewegt bei alledem auch die bange Frage: bewahren wir uns als Spezies dann noch unsere oftmals beschworene weitsichtige Intelligenz, wenn kollektive Ängste und kurzsichtige Egoismen ihr destruktives Veto erheben?

Im Schwarm entsteht nur allzu oft ein Sog ins Ressentiment, letztlich ins Getrennt-Sein. Unter Angstdruck lässt unsere Fähigkeit, verbindend-liebevoll-kooperativ zu fühlen, zu denken und zu handeln wesentlich nach, und unsere Moralität wird korrumpiert.

Ich wünsche uns allen, die wir uns gerne zu den Mitfühlenden und Verantwortungsbewussten rechnen, eine moralische Standfestigkeit und menschliches Gebundensein in den sehr schwierigen Zeiten, die uns noch ganz sicher weiter erwarten.

Und ich hoffe und wünsche es vor allem für unsere Kinder.

Boris Penth, April 2020